

30. Jhg. JUNI 2020 Nr. 6 (379)

MASURISCHE STORCHENPOST



Das Johanniskraut

Joanna Wańkowska-Sobiesiak

TAMTE LATA TAMCI LUDZIE

DIESE JAHRE DIESE LEUTE



Olsztyn • 2019 • Allenstein

Die Masurische Volksuniversität in Waldheim (heute: Rudziska Pasymskie) im Landkreis Ortelsburg (heute: Szczytno) sowie die Ermländische Volksuniversität in Georgenthalermühle (damals: Jurkowy Młyn, heute: Jurecki Młyn) bei Mohrunen (heute: Morąg) entstanden auf Beschluss des Masurischen Instituts in Allenstein. S. 4

Gemeinsam. Europa wieder stark machen.

Deutschland übernimmt zum 1. Juli für sechs Monate den Vorsitz im Rat der Europäischen Union.

Heute präsentiert die Bundesregierung Motto, Webauftritt und Logo für die Präsidentschaft. Zur Vorstellung des Logos und Webauftritts der deutschen EU-Ratspräsidentschaft erklärte Außenminister Heiko Maas:

Wir starten ab dem 1. Juli mit einem klaren Auftrag in die deutsche EU-Ratspräsidentschaft: „Gemeinsam. Europa wieder stark machen“.

Europa aus der Krise führen, diese Aufgabe wird unsere Präsidentschaft bestimmen. Wir werden sie annehmen und haben einen enormen Berg an Arbeit in allen Dimensionen der Union auf unserem Tisch: die Wirtschaft ankurbeln, den inneren Zusammenhalt stärken und nach außen geeint agieren.

Wir wollen unserer Ratspräsidentschaft in den Dienst der europäischen Sache stellen, als Impulsgeber und ehrlicher Makler. Die Bewältigung der Corona-Krise ist Gebot und Chance – wir müssen mit unseren Partnerländern noch enger zusammenwachsen, nach innen solidarischer, nach außen stärker und souveräner. Unser Vertrauen in die Gestaltungskraft Europas spiegelt sich auch im Logo unserer Ratspräsidentschaft wider, mit dem Möbiusband im Zentrum: Ein starkes Band für ein einiges Europa.

Quelle: Pressemitteilung Auswärtiges Amt, 29.5.2020]

**Aus dem Buch: „Tamte lata/Diese Jahre”
„Tamci ludzie/Diese Leute”**

VORWORT (Fragmente)

Von Joanna Wańkowska-Sobiesiak

Die Masurische Volksuniversität in Waldheim (heute: Rudziska Pasymskie) im Landkreis Ortelsburg (heute: Szczytno) sowie die Ermländische Volksuniversität in Georgenthalermühle (damals: Jurkowy Młyn, heute: Jurecki Młyn) bei Mohrunen (heute: Morąg) entstanden auf Beschluss des Masurischen Instituts in Allenstein.

Die ersten Jahre

Die Masurische Volksuniversität in Waldheim wurde gegründet von Karl Mallek, der vor dem Krieg im Bund der Polen in Deutschland aktiv war. Bereits am 17. Juli 1945 wurde das Masurische Institut in Allenstein ins Leben gerufen. Vorsitzender wurde Karl Mallek, der im Rahmen dieses Institutes eine Volksuniversität gründen sollte, um die einheimische Bevölkerung zu bilden und zu repolonisieren. Mallek wurde vom Hauptvorstand des Polnischen Lehrerverbands dazu ermächtigt, auf dem Gebiet von Ermland und Masuren die Erwachsenenbildung zu organisieren. „Allenstein hat mich mit einem Schreiben des Schulamtsleiters ausgestattet und mir geraten, ein Objekt im Landkreis Ortelsburg zu suchen“ – schrieb er in seinen Erinnerungen. Er besuchte im Jahre 1945 einige Orte in diesem Landkreis bevor er nach Passenheim (heute: Pasym) kam. Der dortige Bürgermeister Stanisław Staniszewski empfahl ihm das Gebäude des ehemaligen Hotels

Waldheim am Kalbensee (heute: jezioro Kalwa), fünf Kilometer von Passenheim entfernt. Nach Besichtigung dieses Ortes traf K. Mallek die Entscheidung, dort die Universität zu eröffnen.

Joachim Turowski warb die ersten Studenten. Auf der von ihm erstellten Liste standen 73 Personen. Der erste Kurs sollte 60 Personen zählen, die mindestens 18 Jahre alt und aus verschiedenen masurischen Landkreisen sind. „Damit kam ich zum Masurischen Institut in Allenstein. (...) Der Vorstand Akzeptierte mein Projekt. Der Vorstand des Instituts wandte sich mit der Bitte um Übertragung des Eigentums in Waldheim zur kostenlosen Nutzung an den Landrat in Ortelsburg sowie an den Magistrat in Passenheim um Abschluss eines zehnjährigen Vertrages für einen symbolischen Zloty“.

Das Gebäude hatte keine Scheiben in den Fenstern und keine funktionierenden Installationen. Die Räume mussten renoviert werden. Da es nicht gelang das Gebäude noch vor dem Winter zu renovieren, führte man den ersten Kurs im Schulgebäude in Passenheim durch. Dort gab es einen Vorlesungsal und ein Internat. Die pädagogischen Mitarbeiter wohnten im ehemaligen Haus von Doktor Pawlowski. Bei den organisatorischen Arbeiten bekam Mallek Hilfe von Witold Witkowski, der vom Masurischen Institut delegiert wurde. Bibliothek der MVU befand sich im Masurischen Institut in Allenstein.

Die ersten Lehrbeauftragten waren neben Karl Mallek und seiner Frau Wilhelmina Alexandra Mallek: Bohdan Suchodolski, Henryk Słomski, Henryk Gerlach, Prof. Gieysztor, Kohut und Chojnacki, die hier Vorlesungen hielten. Die Eröffnungsvorlesung war am 5. Dezember 1945.

Zu Beginn ihrer Tätigkeit besaß die MVU nichts außer einem Sitz.

Erst Dank der Regionalbehörden konnte die erste Ausstattung gesammelt und eine Renovierung durchgeführt werden. Aber mit jedem Jahr wurde es besser und gegen Ende ihrer Tätigkeit verfügte die MVU über ein beträchtliches Vermögen.

„Im September 1945 beschloss der Vorstand des Masurischen Instituts auch die Errichtung einer Ermländischen Volksuniversität in einem der ermländischen Landkreise“ - notierte K. Mallek. Sie wurde in Georgenthalermühle in Landkreis Mohrungen eingerichtet. Die Organisation dieser Universität vertraute das Institut dem Schulamtsleiter Szulczyhski des Schulbezirks in Allenstein an, der Johann Boenigk zum Direktor der Einrichtung erwählte. Im Hauptgebäude der EVU gab es neben den Vorlesungssälen eine sehr große Bibliothek. Sie setzte sich aus 2.480 Bänden zusammen, mit den Lichtgestalten der polnischen Literatur.

Wie funktionierte die EVU? Das kann man aus dem detaillierten Protokoll ihrer Übernahme durch den Bauernselbsthilfeverband im Jahre 1949 schließen. Es handelte sich dabei nicht nur um ein Schulungszentrum, sondern auch um Landgut Georgenthalermühle in der Gemeinde Königsdorf (heute: Królewo). Die Volksuniversität umfasste also zwei Gebäudekomplexe. Das Zentrum befand sich in zwei Gebäuden: dem mehrstöckigen Hauptwohngebäude in Georgenthalermühle sowie einem Gebäude mit Namen Pfarrsfeldchen (heute: Plebania Wólka) mit einer Grundfläche von 480 m². Im Ersten befanden sich eine Schule mit Mädcheninternat, Lehrerwohnung, Schulküche, Badezimmer und Büro. Im Anderen gab es Schlafsäle für Jungen und Mädchen, Lehrerwohnung, Gemeinschaftsraum, Wäscherei und Waschraum. Insgesamt kann das Zentrum 60 Schüler aufnehmen, im Moment sind es 48 - steht im Protokoll. Die Landfläche des

Zentrums war groß und umfasste 50 Hektar, hinzu kam ein Teil der umliegenden Brachen: Insgesamt sind 80 ha bewirtschaftet. Im Jahr der Anfertigung des Protokolls erwartete man eine Ernte von 65-70 Tonnen Getreide (...) und 65 Tonnen Wurzelgemüse. Auch gehörten 18 ha Nutzwiesen zum Zentrum.

Die Wirtschaftsgebäude bestehen aus Scheune, Schweinestall, Holzschuppen, Wagenschuppen, Maschinenschuppen, Kuhstall, zwei Hühnerställen, zwei Pferdeställen und einem Insthaus für vier Familien. Das lebende Inventar (10 Pferde, 1 Fohlen, 10 Kühe, ein Bulle, 4 Sterken, 10 Ferkel, 6 Eber, 10 Mastschweine usw.) wurde auf 2.063.870 Zl. geschätzt. Unter der Verwaltung des Zentrums standen Immobilien im Wert von 330.309 Zl. - Eigentum des Landfonds, außerdem ein Garten und eine Bienenzucht. Das Zentrum verfügte über einen kompletten Maschinenpark (35 Stück, darin 8 Pflüge, Eggen, 1 Erntemaschine, 2 Mähmaschinen). Im Garten gab es 86 Obstbäume und im Park einige Dutzend alter Bäume, darunter eine vierhundertjährige Eiche. Das Objekt war von allen Steuern befreit.

Veränderungen

Die Masurische Universität war eine von sechs Volksuniversitäten in der Allensteiner Woiwodschaft. Vier führten die Gewerkschaften und zwei, also Universitäten in Waldheim sowie in Georgenthalermühle anfänglich das Ministerium. Im Juni 1948 fiel die Entscheidung zur Änderung der Leitungsträger der Hochschulen. Man begann mit der Inventarisierung des Vermögens – und erstellte für beide Schulen ein Budget für das Jahr 1948, das man den Inventarlisten beifügte.

Das Budget des Bauernhofs der Masurischen Volksuniversität für

das Jahr 1948 sah für gewöhnliche Ausgaben 3.495.000 ZI. vor, darin 889.500 ZI. für Gehälter der Arbeiter des Bauernhofes, 136.000 ZI. für Sachausgaben, 140 000 ZI. zum Unterhalt des „toten Inventars“ und 1.209.530 ZI. für den Unterhalt des lebenden Inventars (hauptsächlich Futter für 8 Pferde, 20 Rinder, 7 Schafe und 4 Schweine). Für den Erhalt der Gebäude waren 100.000 ZI. vorgesehen (Reparatur des Daches, Verglasung der Fenster, Kalcken von Pferde-, Kuh- und Schweinestall).

Anscheinend bemerkte man, dass das möglich sei, da der Nationalrat Woiwodschaft am 24. Januar 1949 beschloss, die Führung der Volksuniversität in Passenheim zum 1. Januar 1949 dem Selbstverwaltungsverband des Landkreises in Ortelsburg zu übertragen. (...). In dem Brief wird die Bedingung gestellt, dass die Unterhaltskosten der Volksuniversitäten aus den Einnahmen der eigenen Schulen und Zuwendungen des Bildungsministeriums gedeckt werden sollen. Der Übernahmetermin wurde auf den 15. Februar 1949 festgelegt.

Der Fall der Volksuniversität in Georgenthallermühle zog sich länger hin.

Der Allensteiner Woiwodschaftsnationalrat den Beschluss zur Übertragung beider Volksuniversitäten an den Woiwodschaftsverband der Bauernselbsthilfe gefasst hatte (8. Juli 1949). Gleichzeitig übertrugen die Selbstverwaltungen die Landwirtschaftsschulen dem Staat, also den Nationalräten. Damit wurde die Umgestaltung dieser Schulen beendet, wobei beachtenswert ist, dass in der eingehenden Korrespondenz der Staatsratskanzlei konsequent die Adjektive „Masurische“ oder „Ermländische“ ausgelassen wurden, indem man sich auf den Begriff „Volksuniversität“ beschränkte. Von da an bezeichnete man sie als Internatsvolksuniversitäten oder

Schulungszentren des Bauernselbsthilfeverbandes.

Trotz dieser Umgestaltungen liefen beide Universitäten weiter, ähnlich wie andere Schulen der Erwachsenenbildung in Ermland und Masuren. Im Schuljahr 1949/1950 liefen in der Woiwodschaft 12 dreijährige allgemeine Schulen für Erwachsene (u.a. in Bartenstein - heute: Bartoszyce, Lötzen - heute: Giżycko, Rastenburg - heute: Kętrzyn, Heilsberg - heute: Lidzbark Warminski, Sensburg - heute: Mrągowo, Neidenburg - heute: Nidzica, Allenstein, Osterode - heute: Ostróda, Preußisch Holland - heute: Pasłqk, Johannsburg - heute Pisz und Ortelsburg), in denen 1.535 Personen lernten sowie vier den Gewerkschaften (PRZZ) geführte Allgemeine Universitäten: in Landsberg (Ostpreußen) (heute: Górowo Ilaweckie), Rastenburg, Mohrunen und Osterode mit 134 Hörern. Außer diesen liefen als Internatsvolksuniversitäten: die Masurische in Waldheim sowie die in Georgenthalermühle, die damals bereits vom Bauernselbsthilfeverband geführt wurden.

Ende der Tätigkeit

Die Annahme dieser Universitäten durch den Bauernselbsthilfeverband war nur vorübergehend. wie sich zeigte. Im Jahre 1950 entstand die Gesellschaft für Allgemeinwissen, die sich mit Weiterbildung befasste.

Das Erlöschen der Tätigkeit der beschriebenen Universitäten dauerte im Prinzip von 1951 bis 1953.

Fortsetzung folgt

Die Forsthäuser der Johannisburger Heide

Von Ewa Dulna

Die Forsthäuser in der Johannisburger Heide entstanden in verschiedenen Zeiträumen und aus verschiedenen Materialien. Besondere Aufmerksamkeit verdienen hölzerne Forsthäuser, von denen auf dem Gebiet der Johannisburger Heide nicht viele erhalten sind. Ein Teil der noch existierenden Gebäude entstand Ende des 19., Anfang des 20. Jahrhunderts, sind aber leider in einem tragischen Zustand und wurden trotz Eintrags ins Denkmalregister komplette Ruinen.

Anfang des vorigen Jahrhunderts entstanden in der Architektur Ostpreußens Gebäude, in denen bewusst Elemente der lokalen baulichen Tradition verarbeitet wurden. Dieser Prozess verstärkte sich nach dem Ersten Weltkrieg.

Damals tauchten in der Landschaft Masurens viele Objekte auf, in denen moderne Formen mit Elementen der einheimischen Tradition verbunden wurden. Die Forstarchitektur der Johannisburger Heide hingegen war gesättigt mit vielen Elementen aus verschiedenen Kulturen.

Es wurden gerne Elemente der pruzzischen, der litauischen und der kurlischen Kultur verwendet, mit „Heide“- , Jäger- und manchmal Fischer-Details die durchwebt wurden. Ein Forsthaus als Dienstgebäude musste mit dem Wald verbunden sein, der es umgab. Und vor allem musste es funktionell und der Tätigkeit des Menschen günstig sein.

In der zwanzigjährigen Zwischenkriegszeit wurden die hölzernen Forsthäuser von gemauerten Forsthäusern mit roten Sichtziegeln verdrängt. Die gemauerten

Forsthäuser waren geräumiger und mehrstöckig. Ein solches Beispiel ist das Forsthaus in Kleinort. Ernst Wiechert stellt im Buch „Wälder und Menschen“ ein Bild des Forsthauses als ein Haus vor, in dem Ordnung und Sauberkeit herrschen. *„Das Haus [...] erschien von fern als eine Ausgeburt der Ordnung und Solidität der Staatskasse. Wir wuchsen im Umfeld von Menschen auf [...] die einen Förster – wegen seines Lebensstils, des Charakters seiner Arbeit und der Herkunft – als Herrn betrachtete“.*

In den Forsthäusern konzentrierte sich das Leben, und der Förster wurde mit Ehrerbietung behandelt. Die forstlichen Wohngebäude waren ein Zeichen für Stolz und Wohlstand, denn sie waren mit dem Gedanken an staatliche Beamte gebaut. In ihrem Aussehen unterschieden sie sich von den ländlichen Wohngebäuden, die aus billigeren Materialien von schlechterer Qualität gebaut waren.

Wiechert bemerkt in dem schon erwähnten Werk richtig, dass sich Forsthäuser in der Landschaft hervorheben. Über sein elterliches Forsthaus in Kleinort schreibt er:

„Das Haus war verhältnismäßig neu [...] erbaut aus roten Ziegeln hatte es auch ein Dach aus roten Dachziegeln [...], während in unserer Landschaft hölzerne, mit einem Schilf- oder Strohdach gedeckte Bauten selbstverständlich waren. Auch das Waschhaus und der den Hof abschließende Pferdestall hatten aus der Ferne irgendwie dasselbe solide Aussehen, und einzig die Scheune hätte

in ihrer hölzernen Rohheit auch in irgendeinem Bauerngehöft stehen können“.

Die gemauerten Forsthäuser hatten aus der hölzernen Forstarchitektur entlehnte Elemente, wie Fensterläden oder Veranden.

Außer hölzernen und gemauerten Forsthäusern begann man gemischte Forsthäuser zu bauen.

Vor über hundert Jahren erschienen in der Waldlandschaft Masurens Forsthäuser in einer Balken-Rahmen-Konstruktion, wo die leeren Flächen zwischen den hölzernen Elementen mit Ziegeln ausgefüllt wurden. Dabei wurden die natürlichen und dekorativen Vorteile der Ziegel genutzt. Diese Art des Ausfüllens tauchte auch in ländlichen Gebäuden auf, und wurde allgemein Fachwerk genannt. Aus dieser Zeit gibt es viele zum Verwechseln ähnliche Gebäude, denn sie entstand auf Grundlage desselben Projekts, das im damaligen Staat gültig war (z.B. Försterei Kruttinnen – Oberförsterei Strzałowo und Försterei Združno – Oberförsterei Maskulińskie, Försterei Kalgienen – Oberförsterei Strzałowo und Försterei Lißunnen – Oberförsterei Maskulińskie).

In der Zwischenkriegszeit übernehmen die Forsthäuser der Johannisburger Heide die Rolle von Gasthäusern. Nach Ende des Eisenbahnbaus kommen viele Touristen nach Ostpreußen, es wächst die touristische Infrastruktur in den Forsthäusern. Und aus gewöhnlichen Waldsiedlungen entstehen Ortschaften. In seinem „Illustrierten Reiseführer durch Preußisch-Masuren und Ermland“ aus dem Jahr 1922 erwähnt Mieczysław Orłowicz Rudczanny und schreibt:

„[...] hier wuchs eine Ortschaft von einer gewöhnlichen Försterei zu einem gut besuchten Ferienort [...]“. Es muss daran erinnert werden, dass von Jahr zu Jahr „sommerliche Neuankömmlinge“ ins Gebiet der Johannisburger Heide kamen.

Zweifellos sind die Forsthäuser ein wichtiges historisches Element und im natürlichen sowie kulturellen Erbe der Region Ermland und Masuren eingetragen.

Von großem Glück können wir im Fall des Forsthauses in Kleinort sprechen, wo der Schriftsteller Ernst Wiechert geboren wurde, sowie beim Forsthaus Seehorst, wo nach dem Zweiten Weltkrieg gerne der Dichter Konstanty Ildefons Gałczyński verweilte.

Diese Orte sind etwas Besonderes, deshalb werden sie überdauern. Das Schicksal der übrigen hängt in großem Maße von den finanziellen Ressourcen der Forstverwaltung ab.

„Bücherfreunde meint Freundschaft mit Büchern, aber auch Bücher als Freunde, treue Gefährten, die uns, auch in schweren Stunden, nicht verlassen, vielleicht als einzige“.

Fritz Heinrich Ryssel

Abschied von Kleinort

Von Ernst Wiechert

Vor drei Jahren habe ich mein Vaterhaus wiedergesehen, nach fünf- undzwanzig Jahren. So lange Zeit hatte ich mich gefürchtet, mein Leben an seinen Anfang zurückzutragen und den kleinen Kreis des Ursprungs noch einmal auszuschreiten. Aber nun wollte ich weit fort von meiner Heimat, bis in das Alpenvorland, und das Tor zumachen hinter einem lauten Weg. Und da wollte ich sie noch einmal sehen, die Stille meines Anfangs, um das Bild mit hinüberzunehmen und es aufzustellen über einem fremden Herd.

Aber nun war es vielleicht doch nicht gut. Ich kam aus einer großen Stadt, aus vielen Städten. Ich hatte vorgelesen, es waren viele Menschen um mich gewesen, Lob, Tadel, Fragen, Schicksale. Und nun hatte ich eine Nacht in der Heimat geschlafen, in einem kleinen Haus am Cruttinnenfluß. Auf dem kleinen Friedhof hinter dem Gartenzaun schliefen meine Großeltern, und vor mir lag die weite Krümmung des Flusses, und hinter ihr lagen die weiten Wälder. Und alles war grau und winterlich und still, so totenstill. Und ich sah nun, daß es ein Gesetz war, nach dem ich angetreten und weitergegangen war, und es schauerte mich ein wenig vor der Größe und der Schwermut dieses Gesetzes.

Am nächsten Morgen machte ich meinen Wagen fertig und fuhr in die Wälder. Nebel hing um die hohen Tannen. Kein Vogel sang, keine Blume blühte.

Ich fand die Stelle, an der ich meinen ersten Adler geschossen hatte. Der Hochwald war fort, fremde Schonungen sahen mich an. Ich wußte nicht, wer sie gepflanzt hatte. Die Sonne kam über die Wipfel und beleuchtete ein fremdes Land. Was unwandelbar erschienen war, hatte sich gewandelt. Das Paradies, hatte ich geglaubt, könne sich nicht wandeln. An derselben Stelle mußten die Rehe stehen, unter demselben Baum mußte Gottvater ruhen. Hatte ich bedacht, daß ich selbst als ein anderer wiederkam?

Je näher ich meinem Vaterhause kam, desto fremder wurde die Welt. Hier trug ich jeden Busch in meiner Seele, hier konnte ich die Augen schließen und sagen: „So muß es hier sein.“ Aber es war nicht so. Alles Kleine der Kinderzeit war groß, erschreckend groß geworden, alles Große war fort. Auch hier war Geburt und Tod gewesen, aber ich hatte weder an den Wiegen noch an den Särgen gestanden. Ich stieg aus dem Wagen, um die Erde an meinen Sohlen zu spüren, ich blieb zwischen den Kiefern stehen und lauschte. Ich wußte, wie es gerauscht hatte zu meiner Kinderzeit, in den unvergeßlich großen Bögen der stillen Melodie, hinunter bis in die letzten Wurzeln meines jungen Lebensbaumes. Es rauschte auch jetzt, von Wipfel zu Wipfel, groß, gelassen und fern, aber es streifte mich wie ein fremder Mantel. Es hob sich auf wie von einem Irrtum und ging davon. Es ließ mich außer sich. Es war, als hätte es mich enterbt.

Und dann sah ich das Haus. Das erste war die Tannenhecke am Weg mit den Ahornbäumen. Ich sah sie, aber sie war nicht da. Mein Vater hatte sie gepflanzt, und man hatte sie aus seinem Leben

geschnitten, als sei er schon tot. Dort hatten die Hasen zur Winterzeit gelegen, und immer war ein leises Rauscheu in dem Dunkel der Zweige gewesen, und die ersten Gestalten einer kindlichen Dichtung hatten dort gewohnt, im grünen Dämmerlicht, das immer über dem schmalen Wege stand.

Und da wußte ich, daß auch das andre so sein würde, alles andre. Es war eine freundliche Frau, die mich empfing, aber in ihrer Freundlichkeit lag die Sicherheit des Besitzes und die gütige Nachsicht für die Seltsamkeit eines Sonderlings. Die Oberstube? Nein, die Oberstube sei leider nicht mehr da. Es sei angebaut worden, und da habe sie leider verschwinden müssen. Aber ich könne ruhig hinaufgehen. Nein, das wollte ich nun nicht mehr. Auch in einem Totenhaus geht man nicht umher, um Hausrat und Aussicht anzusehen. Und dieses war doch ein Totenhaus. Meine Kindheit lag dort aufgebahrt, ohne Anspruch auf Feierlichkeit, und man hatte vergessen, ihr die Augen zuzudrücken, so daß sie mich ansah, wohin ich auch immer ging. Ich ging sehr leise, wie es sich gehörte, sehr scheu und so schnell, wie es erlaubt ist in einem Totenhaus.

Ich ging auch in den Garten, wo die hohen Tannen gerauscht hatten, und wo ich mit meinem Kranich geschlafen hatte, sein Herz an meinem Herzen. Die Tannen waren nicht mehr da. Sie seien krank gewesen, hatte die Frau gesagt, und sie hätten auch zuviel Schatten geworfen. Auch die Kirschbäume waren fort und der alte Apfelbaum mit grünem Moos auf seinem gekrümmten Stamm. Nur die Esche am Giebel stand da, die mein Vater gepflanzt hatte, und ihr grauer Gipfel reichte hoch über das Dach.

Eine Weile stand ich da, in meiner bitteren Verlorenheit, und starrte hinaus, nach dem Kreis der Wälder, der dies alles um-

schloß. Wie aus einer Schale tropften die Jahre des Gewesenen in mich hinein, alle Bitterkeit und alle Süße eines Kinderlebens, und plötzlich war mir, als sei mein Haar grau, als rühre die Hand der Geschlechter mich an, mit einer leisen Mahnung, daß das Unsterbliche in der Kette liege und nicht in ihren Gliedern.

Da wendete ich den Wagen auf dem schmalen Hofe und fuhr davon. Und noch als er aus dem grauen Tor rollte, fiel mir ein, daß ich nun in einem glänzenden Wagen den Weg heraufgekommen sei, den ich so oft barfuß als Kind heruntergelaufen war, um die Kühe zu hüten oder den Frühstückskorb auf das Feld zu tragen. Es hätte ein Trost und vielleicht sogar ein Stolz in diesem Gedanken liegen können, aber ich war weit von allem Stolz entfernt. Sehr demütig fuhr ich nun aus meinem Kinderland. „Fremd ist dir alles geworden“, dachte ich, „aber vielleicht ist dieses alles hier geblieben wie am ersten Tag, und nur du selbst bist als ein Fremder eingekehrt in ein stilles, wartendes Haus. In einem großen Wagen bist du angekommen, so wie es inden Märchen steht, aber alle diese Dinge deiner Kindheit wollten das nicht. Sie wollten, daß du die Schuhe auszögest an der Schwelle eines heiligen Landes und wiederkehrtest, wie du einst gegangen warst: barfuß, demütig und arm.“

Und ich sah mich um in der schweigenden Runde, ob nicht ein Trost geblieben sei, an dem ich mich aufrichten könnte in meiner Verlassenheit. Und da, in diesem Augenblick, sah ich sie. Auf einem Heidekrauthügel, unweit des Weges. Weiß und schmal stieg ihr Stamm in die Höhe, und ein rötliches Licht hing über der schmalen Krone. Ich legte die Hände um ihren kühlen Schaft und sah zu ihr empor. Es war mein Eigentum, meines allein, denn ich hatte sie gepflanzt, am Tag vor Pfingsten, als ich sechs Jahre gewesen war. Niemand war bei mir gewesen als Tante Veronika, die

immer da war, wenn ein Wunder geschah, die Stimmen hörte und Gespenster sah, deren Hand den Himmel öffnen konnte und deren leise Stimme bis zu den Toten drang. „Eine Birke mußt du pflanzen, Andreas“, hatte sie gesagt, „damit der Heilige Geist sich ausgießen kann über sie in der Pfingstnacht ...“ Ich wußte nicht, was der Heilige Geist war, aber als ich die dünne Wurzel in die feuchte Erde senkte und die Kühle des Frühlingsbodens meine Hände berührte, floß etwas hinein in meine verzauberte Seele, was nicht unähnlich dem sein mochte, was Tante Veronika mit den Worten des Neuen Testamentes nannte. „Wenn du groß bist, Andreas“, sagte sie und sah mit ihren blauen Augen über die Wälder hin, „und du hast Angst in der Welt, dann mußt du unter diese Birke treten und die Augen aufheben zu den Zweigen, von denen dir Hilfe kommt. Und Friede wird in deiner armen Seele sein ...“

Und da stand ich nun unter meinem Kinderbaum, der so groß geworden war, daß er auf mich herabblickte, und hatte die Hände um seine Rinde gelegt und sah die vierzig Jahre in den rötlichen Zweigen und in der Haut meiner Hände, und hörte die Stimme, die lange versunken war, und wußte nun, daß alles gut so gewesen war. Daß ein Mensch nicht fremd sein kann auf seinen Wegen, weil die Spur seiner Geleise hinter ihm herläuft, rückwärts bis zu dem Beginn seiner Kinderträume. Daß das Sichtbare sich wandelt, aber niemals das Unsichtbare, und daß das Kind uns niemals verstößt, aus dem wir aufgewachsen sind zur gegenwärtigen Form.

Und ich hob meine Augen auf zu den Zweigen, von denen mir Hilfe kommen sollte, und kehrte um und fuhr aus den Wäldern hinaus, die mich geboren hatten. Ich wußte, daß ich Tage und Nächte zu fahren haben würde, bis ich in meine neue Heimat käme. Daß Jahre vergehen würden, bis ich sie wiedersähe, daß Menschen und Bäu-

me sterben würden, ehe ich wiederkäme. Aber es bedrückte mich nun nicht mehr. Ich hatte keinen Zweig gebrochen aus der jungen Birkenkrone. Ich nahm nichts mit mir als den Staub des Weges, der hinter mir aufstand. Aber in diesem Staub war ein Glanz wie der Glanz einer Morgenröte, und ich hob meine Augen auf zu den kommenden Dingen, die mich erwarteten.

Aus: „Wälder und Menschen“

JUBILÄUM

Aus der Chronik der Masurischen Gesellschaft

1990 - 2020

1990

Im Oktober 1990 haben Teilnehmer der „**Masurischen Gespräche**“ in Kruttinnen beschlossen, eine „**Masurische Gesellschaft**“ ins Leben zu rufen.

Die Versammlung dauerte vom 15. bis zum 17. Oktober. Dank der „Dittchenbühne“ aus Elmshorn konnten wir drei Tage lang in dem schönen masurischen Dorf diskutieren und eine eigene Satzung ausarbeiten.

Noch im selben Monat erschien das erste Heft der „**Masurischen Storchenpost**“. In der ersten Ausgabe veröffentlichte die „Masurische Storchenpost“ Fragmente eines Artikels von **Helga Hirsch**, der am 14. September 1990 in „Die Zeit“ erschien. Er war betitelt „**Masurische Geschichten. Von Untergang und Neubeginn**“. Die Autorin schrieb: „Polnische Historiker halten es oft für übertrieben, wie sehr ihre deutschen Kollegen die wirtschaftliche, kulturelle und religiöse Zugehörigkeit der Masuren zum preußischen Staat unterstreichen. Aber tatsächlich haben sich die Masuren durch das Schulwesen, die Staatsbürgerschaft, den wirtschaftlichen Auf-

stieg – und nicht etwa durch Repressionen – schnell assimiliert. Es gab nur Einzelne, die die Amtssprache Deutsch nicht gleich oder ähnlich gut beherrschten wie das Masurische, das oft in der Familie, in der Kirche und teilweise auch in den Schulen beibehalten wurde. Masurisch und Deutscher zu sein war kein Widerspruch.“

1991

In der „Masurischen Storchepost“ (1/1990) erschien ein Artikel des Vorsitzenden der Masurischen Gesellschaft (MG), betitelt **„Wer sind wir und was wollen wir?“**. Er betonte: „Unsere Mitglieder wollen ihre Identität nicht länger verheimlichen, sie wollen sagen wer sie sind. Sie wollen deutsche Wurzeln offen legen und verkümmerte deutsche Kultur wieder entwickeln. Sie wollen die Möglichkeit nutzen, legal ihre Kultur und Tradition pflegen zu dürfen.“

Die Zeitschrift gab auch die Namen der **Vorstandsmitglieder der Masurischen Gesellschaft bekannt**: Tadeusz Willan, Raimar Neufeld, Bernard Czerwiński, Hubert Jakubassa, Helga Jaskułowska, Eckhard Rudnik, Dietrich Faber, Beno Luszczuk.

In die Kontrollkommission wurden gewählt: Jerzy Lisowski, Dorothea Schönherr, Erna Nowak, Helga Beblowska, Małgorzata Pieńkowska, Ditmar Joswig, Herta Michoń, Krystyna Dickti.

Am 19 Januar war **Dr. Marianne Wannow**, Generalkonsulin der BRD in Danzig Gast der Masurischen Gesellschaft. In Begleitung des Vorsitzenden der MG besuchte sie auch das Schloß in Rhein, das Heimatmuseum in Zondern und die Evangelische Gemeinde in Sorquitten.

Am 9. Mai auf dem 18. Kongress der Föderalistischen Union Europäischer Volksgruppen in Budapest wurde die Masurische Gesellschaft in diese Organisation aufgenommen.

Am 12. Juni lud der ostpreußische Schriftsteller **Arno Surminski** Mitglieder der MG nach Zondern ein. Er las aus seinen Büchern „Johkenen oder Wie lange fährt man von Ostpreußen nach Deutschland“, „Polninken oder Eine deutsche Liebe“ und „Grunowen oder Das vergangene Leben“.

Das wichtigste Ereignis im Jahr 1991 war das **1. Sommertreffen der Masurischen Gesellschaft**. Es fand vom 5. – 7. Juli auf dem Siegmundshof in Karwen/Karwie bei Sensburg/Mrągowo statt.

Die Festansprache hielt **Dr. Marianne Wannow**, Generalkonsulin der BRD in Danzig. Grußworte übermittelten: **Dr. Wacław Bartnik**, Woiwode aus Olsztyn, **Piotr Madajczyk** vom Kulturministerium Warschau, **Frauke Petersen** vom Bund deutscher Nordschleswiger, Senator **Erwin Kruk**, Pfarrer **Fryderyk Tegler**, **Raimar Neufeldt** von der „Dittchenbühne“.

Dr. Marianne Wannow, Generalkonsulin der BRD: „Es öffnet sich die Heimat für diejenigen, die sie einst verlassen mussten, zu Begegnungen mit denjenigen Menschen, die – allem zum Trotz – in der Heimat geblieben sind, und zur Begegnung mit denjenigen Menschen, die hier Heimat gefunden haben, nachdem sie anderswo in Europa die Heimat zurücklassen mussten. Das gemeinsame Schicksal verbindet, - auch wenn es sich für jeden an einem anderen Ort abgespielt hat. (...)“

Aus dem Programm: Feierstunde mit dem **Rosenau-Trio** Baden Baden: „Wälder und Menschen, Ernst Wiechert und seine ostpreußische Heimat“; Theateraufführung der Dittchenbühne Elmshorn: „Johannisfeuer“ von Hermann Sudermann; Aufführung des Ju-

gendtheaters aus Nordschleswig: „Der blinde Hahn“, Komödie.

Burkhard Ollech hat Gedichte von Erwin Kruk ins Deutsche übersetzt und sie vorgetragen. **Aleksandra Żabińska** präsentierte diese Gedichte in polnischer Sprache. Ihr Familientheater „Gnom“ stellte eine Inszenierung des Märchens von Jan Brzechwa vor. Das Ostpreußische Landesmuseum Lüneburg und die Agnes-Miegel-Gesellschaft präsentierten eine Ausstellung alter Postkarten und ostpreußischer Literatur. Zwei weitere Ausstellungen wurden von **Brygida Rodzewicz** (Haft) und von **Zofia Góralczyk-Markuszevska** (Ceramick) vorbereitet.

In der „Masurischen Storchenpost“ (4/1991) gab Pfarrer **Janusz Jagucki** bekannt, dass in Giżycko/Lötzen vom 16. Juni bis 25. August, jeden Sonntag um 9.00 Uhr Gottesdienste in deutscher Sprache stattfinden. Prediger werden deutsche Pfarrer aus Bielefeld, Bad Hersfeld, Stuttgart, Soest und Düsseldorf sein.

Am 12. Juni lud der ostpreußische Schriftsteller **Arno Surminski** Mitglieder der MG nach Zondern ein. Er las aus seinen Büchern „Johkenen oder Wie lange fährt man von Ostpreußen nach Deutschland“, „Polninken oder Eine deutsche Liebe“ und „Grunowen oder Das vergangene Leben“.

1992

Das II. Sommertreffen der Masurischen Gesellschaft fand vom 13. – 14. Juni im Schloß Sorquitten statt.

Die Festansprache hielt der Sekretär der Botschaft der BRD in Warschau **Joachim Bleicker**. Er sprach u.a. über den Inhalt des deutsch-polnischen Vertrags.

Grußworte übermittelte der Woiwode aus Olsztyn **Dr. Roman Przedwojski** und die Vertreterin des Kulturministeriums **Łucja Wierzycka**.

Ein schönes Erlebnis war die Lesung von **Herbert Reinoß**. Er las aus seinem Roman „Ein Sohn Masurens“.

Für gute Musik sorgte **Helmut Unger** und sein **Böhmerwälder Dreigesang**. Eine große Bilderausstellung der Ostpreußenmalerin **Ursel Dörr** wurde eröffnet. Außerdem Ostpreußische Stickerei und Bücherausstellung „Erschriebenes Heimatmuseum“.

Am Sonntag gab es einen Gottesdienst in der alten evangelischen Kirche. Die deutsche Predigt hielt Pfarrer **Ernst-August Marburg**, die polnische Pfarrer **Krzysztof Mutschmann**. Es sang der Kirchenchor der Gemeinde Sorquitten. Chorleiterin: **Adelheit Schilinski**.

Am 13. Oktober trafen sich Mitglieder der Masurischen Gesellschaft im Hotel „Gołębiewski“ in Nokalaiken/Mikołajki mit einer **Reisegruppe aus Nordschleswig**. Das Hauptthema war „Ernst Wiechert im heutigen Masuren“.

1993

III. Sommertreffen in Masuren. Im Camping-Paradies MASUR-NATUR in Stangenwalde/Polska Wieś bei Sensburg/Mrągowo. 17. – 18. Juli 1993

Aus dem Programm:

Festansprachen: **Rolf Goßmann**, Leiter des Referats Angelegenheiten Deutscher Minderheiten im Bundesministerium des Innern, Bonn, und **Joachim Bleicker**, Erster Sekretär der deutschen Bot-

schaft in Warschau.

Festansprachen der polnischen Seite: Vizewoiwode **Dr. Waclaw Bartnik**, Allenstein/Olsztyn und **Dr. Piotr Madajczyk** vom Büro der Nationalen Minderheiten in Warschau.

Grußworte: Vertreter deutscher Minderheiten im Ausland: **Nijole Mazukajtiene-Bruder**, Verband der Deutschen in Litauen, **Philipp Iwersen**, Bund deutscher Nordschleswiger.

Grußworte der Repräsentanten deutscher Vereine in Masuren und im Ermland: **Dietmar Dombrowski**, **Hildegunde Butrym**, **Paul Gollan**, **Willi Kobus**.

Gemeinsames Lied: „Land der dunklen Wälder“.

Rundgespräch: „Heimkehr in die Muttersprache“. Gesprächsführung: **Burghard Ollech**, Travemünde und **Henryk Czerwinski**, Sensburg.

Eröffnung repräsentativer Bilderausstellungen der Ostpreußenmalerin **Ursel Dörr**, Bad Homburg und der Kunstmalerin **Ingrid Brase Schloe**, Nordschleswig.

Geistiges Wort von Pastor **Fryderyk Tegler**, Lüneburg.

„**Masurenträume**“. Gedichte von und mit **Gert O. E. Sattler**, Recklinghausen.

Vortrag von **Gerhard Braun**: „Das Alter zwischen Wert und Würde“.

Theateraufführung: Hermann Sudermann „**Die Reise nach Tilsit**“, Theatergruppe aus Litauen.

Musikalische Unterhaltung: Alexandra Schneider, Zenon Wojdaliński, Małgorzata Styp-Rekowska.

Lyrikabend der deutschen Volksgruppe aus Nordschleswig. Ernste

und unterhaltsame Lyrik, gelesen und gesungen von **Ingrid Brasse Schloe**. Musikalische Begleitung: **Jacob Grittel** und **Martin Lutz**.

„Kruttinnaleuchten“. Lampionfahrt auf dem Kruttinnafluß. Holzfloßseefeuer.

Eröffnung der Ausstellungen: Masurische Stickerei (**Brygida Rodzewicz**) und Keramik (**Zofia Góralczyk-Markuszczyńska**).

1994

Am 29. Januar hat in Allenstein/Olsztyn eine Delegiertenversammlung des **Verbandes Deutscher Vereinigungen in den Regionen Allenstein-Danzig-Thoren (VdV)** stattgefunden. **Valentin Lobert** wurde zum Vorsitzenden gewählt, **Tadeusz Willan** von der Masurischen Gesellschaft zum Schriftführer.

Im Februar führte der **Deutsche Schul- und Sprachverein für Nordschleswig** ein Sozialdienstprojekt für Sozialberaterinnen aus der Masurischen Gesellschaft durch. Besuche bei den sozialen Einrichtungen, Schulen, Kindergärten, Pastoraten und Kirchen in Nordschleswig standen auf dem Programm.

Vom 11. – 15 Mai tagte in Danzig/Gdańsk der 35. Kongress der Föderalistischen Union Europäischer Volksgruppen. Mitglieder der Masurischen Gesellschaft haben teilgenommen.

15. Mai. Eröffnung der Masurischen Begegnungs- und Informationsstätte mit Ursel-Dör-Galerie und Herbert-Reinoß-Bücherstube. Die Begegnungsstätte eröffnete der Generalsekretär der Föderalistischen Union Europäischer Volksgruppen Armin Nickelsen. Die Festrede hielt Generalkonsulin der BRD in Danzig Dorothee Boden. Grußworte übermittelten: Ursel Dörr, Eckhard Werner, Valen-

tin Lobert. Wadim Filip Mantei las aus Ernst Wiecherts „Wälder und Menschen“.

IV. Masurisches Sommertreffen.3. – 10. Juli in Kruttinnen/ Krutyń und Sensburg/Mragowo.

Aus dem Programm:

Vormittag der Deutschen in Polen. „**Wie soll es weitergehen?**“. Berichte der Leiter deutscher Minderheitsgruppen im südlichen Ostpreußen über ihre Arbeit. Aussprache. Frage- und Antwortstunde. Ein Gespräch mit Vertretern des Bundesministerium des Innern, der deutschen Botschaft in Warschau und des Generalkonsulats in Danzig.

Diskussionsrunde I: „Die deutsche Minderheit in Polen im Spiegel der deutschen Presse“. Moderator: **Joachim Rogall**. Referentin: **Petra Blachetta-Madajczyk**. Teilnehmer: **Engelbert Miś**, „Oberschlesische Zeitung“, **Dietmar A. Bremer**, „Hoffnung“.

Ungarndeutscher Vormittag: Géza Hambuch, Geschäftsführender VdU-Vorsizender, Budapest, berichtete über die tiefe Krise in der die Ungarndeutschen als Volksgruppe stecken.

Diskussionsrunde II: „Was schreiben polnische Journalisten über die deutsche Minderheit in Polen?“. Referent: **Tadeusz S. Willan**. Moderator: Joachim Rogall, Mainz. Teilnahme: Abgeordneter **Henryk Kroll**.

„**Heimkehr in die Muttersprache**“. Lektüre und Gespräch mit **Renata Schumann**.

Lyrikabend der deutschen Volksgruppe aus Königsberg/Kaliningrad. Ernste und unterhaltsame Lyrik, gesprochen von **Nina Wall**, einer im Gulag geborenen Russlanddeutschen. Musikali-

sche Begleitung: Swetlana Gribowskaja, Wiktor Gribowski, Elena Butzel.

„**Mein Masurenland**“. Lektüre und Gespräch mit **Erwin Kruk**.

Vormittag in der Ursel-Dörr-Galerie. Ursel Dörr liest aus ihrem Buch „Ich kam aus dem Nichts“.

Geistiges Wort von Pastor **Fryderyk Tegler**, Adendorf. Umrahmung: Ensemble PRO MUSICA SACRA im Collegium Musicum Landau und der Kirchenchor der Gemeinde Lötzen/Giżycko. Chorleiter: Pastor **Janusz Jagucki**.

Tag der deutschen Volksgruppe aus Nordschleswig. Erfahrungen zum Thema: Sprachpflege und Wiedererlangen der deutschen Muttersprache. Bilderausstellung der Kunstmalerin **Ingrid Brase Schloe**.

Burkhard Ollech und seine Gäste: „Auf der Suche nach Heimat“.

„Die Prußen – Vorfahren der Ostpreußen“. **Reinhold Grunenberg**, Vorsitzender der Prusa-Gruppe, Oberursel.

„Prußische Motive“. Graphiken von **Eva Labutytė**, Vilnius.

Gerhard Szwerinski: „Sehnsuchtbesungen, die Heimat, das Land“.

„Masuren, Märchenland der Kindheit“. Lektüre und Gespräch mit **Herbert Reinoß**.

Gerhard Korytkowski: „Wälder und Menschen“ (Dia-Ton-Bild-Schau) Nachmittag im Kulturhaus in Sensburg/Mrągowo.

Deutsche Lieder aus dem Baltischen Raum. Gesanggruppe aus Memel. Auftritt des Kindertheaters aus Königsberg.

„**Kinder lernen Deutsch mit dem Zwerg Maxi und dem Hund Fiffi**“. Kindergruppen aus Masuren.

„Abend wird es wieder“. Frauenchor der Masurischen Gesellschaft.

„**Ostpreußenabend**“. Lesungen aus Werken ostpreußischer Dichter.

Lampionfahrt auf dem Kruttinnafluß: „Litauische Lieder auf der Kruttinna“. Gesangsgruppe aus Litauen.

Fortsetzung folgt

Damals in Kreuzofen

Der Johannistag

Von Günter Schiwy

Heute möchte ich den Johannistag beschreiben, weil ich das meiner Kreisstadt schuldig bin. Sie hieß Johannisberg und in masurischer Sprache Jansborg. In ihrem schwarz-weiß-roten Wappen liegt das abgeschlagene Haupt Johannes des Täufers in einer gelben Schale. Der Johannistag wird am 24. Juni gefeiert. Unser Dorf Kreuzofen beging diesen Gedenktag am Abend und in der Nacht auf der Holzablage Bibershöhe/Bebrowa mit einem folkloristischen Fest, wobei das Abbrennen des Johannisfeuers als der Höhepunkt galt. Es war ein uralter Brauch, der von Generation zu Generation beibehalten wurde. Zu diesem öffentlichen Feuer versammelten sich alt und jung, um insbesondere einen Reigentanz mit Gesang aufzuführen, während die jungen Burschen über den brennenden Holzstoß sprangen, was als Mutprobe galt.

Wir waren im Dorf fest davon überzeugt, daß diese mit diesem Tag verbundene Überlieferung vorchristlichen Ursprungs war und mit der Sommersonnenwende in Zusammenhang stand, weil dieser Tag nach preußisch-germanischer Rechnung auf den 24. Juni fiel. Damals feierten die preußischen Galinder, unsere Vorfahren, die Kraft der Sonne, die nun ihren höchsten Stand erreichte und die Feldfrüchte in der Natur wachsen und reifen ließ. Dieser Tag wurde mit Feuern begangen! Er sollte die Sonne symbolisieren und ihre Kraft weiterhin sichern. Denn danach kündigte sich mit dem

Kürzerwerden der Tage bereits der Winter und damit der Tod in der Natur an.

Obgleich die Kirche sich um die Abschaffung dieser „heidnischen Feuer“ bemühte, waren sie in der Volksseele so stark verwurzelt, daß sie weiterhin abgehalten wurden. Die Kirche war so klug, das Fest Johannes des Täufers auf diesen Tag zu legen mit der Begründung, daß Johannes der Täufer die „Leuchte der Menschheit“ gewesen sei.

Johannes der Täufer ist nämlich der einzige Heilige, dessen Geburtstag die Kirche feiert. Sein Gedenktag ist seit dem 5. Jahrhundert nachweisbar. Es war ein „Fest erster Klasse“, das heißt, daß es mit Nachtwachen, Fasten und Messen begangen wurde. Bereits mit 30 Jahren fing Johannes vom Kommen des Messias zu predigen an und taufte die Menschen, unter denen sich auch Jesus selbst befand. Johannes der Täufer erfreute sich im Volke großer Beliebtheit. Als er die Heirat des grausamen Königs Herodes mit der Frau seines eigenen Bruders anprangerte, hetzte die Tochter Salome die Königin gegen Johannes auf und verlangte vom Vater seinen Kopf. Das abgeschlagene Haupt des Johannes brachte dann die Tochter ihrer Mutter in einer Schale, die man später die „Johannesschüssel“ nannte.

Johannes der Täufer ist Patron vieler Berufe, wie Schneider, Weber, Kürschner, Winzer, Zimmerleute, Architekten, Hirten, Bauern, Tänzer, Sänger und Gastwirte. Außerdem ist er Schutzheiliger der Weinstöcke und Haustiere, vor allem der Schafe und Lämmer. Bei folgenden Krankheiten wurde er angerufen und um Hilfe gebeten: Kopfschmerzen, Schwindel, Heiserkeit, Epilepsie, verschiedenen Kinderkrankheiten und Angst.

Der Volks- und Aberglaube kannte noch viele andere Bräuche, die

am Johannistag angesiedelt waren. So haben die Dorfbewohner Kreuzofens an diesem Tag zahlreiche Kräuter gesammelt, um aus ihnen segensbringende Kränze zu flechten, die sie auf den Böden der Häuser aufhängten. Sie sollten die Hausbewohner vor Krankheiten und das Haus und den Hof vor Feuer und Wetterunbilden schützen. Selbst der Rauch des Johannisfeuers sollte die Fruchtbarkeit der jungen Leute fördern und nach dem Volksglauben befreite er die Felder und Wälder von bösen Dämonen. Mädchen, die an elf Johannisfeuern teilnahmen, ging ihr Heiratswunsch in Erfüllung,

Seen, Moore und Quellen - alles das, was mit dem Wasser zu tun hatte - galt an Johanni als besonders heilkräftig, weil Wasser mit der Taufstätigkeit des Johannes zusammenhing. Bäder an Johanni sollten „böse Geister fortwaschen! In der Nacht des heiligen Täufers waren alle Quellen, Flüsse, Bäche, Seen und Teiche und vor allem Brunnen gesegnet. Wer die Waschung mit diesem Wasser unter Gebeten vornahm, der wurde nicht nur gesund, sondern darüber hinaus war ihm auch das Glück beschieden. Deshalb schenkte man bei uns im Dorf am Johannistag den Brunnen besondere Aufmerksamkeit. Sie wurden gereinigt und das Wasser am Brunnen mit den unmittelbaren Nachbarn getrunken, um eventuelle Streitigkeiten „fortzuspülen“.

In der Nacht wurden die gelben Johanniskrautblüten gepflückt, getrocknet und als Tee bei ansteckenden Krankheiten getrunken, insbesondere aber bei epileptischen Leiden, die oft damit geheilt werden konnten.

Das Johanniskraut besitzt einen seltsam roten Saft. Dieses „Johannisablut“ galt bei uns im Dorf als Liebeszauber und gleichzeitig Abwehrmittel gegen böse Geister.

Auch die Leuchtkäfer, die sich in etwa zu Johanni paaren und‘ zum Auffinden eines Geschlechtspartners Lichtsignale aussenden, verdanken ihren Namen dem heiligen Johannes. Sie heißen Johanniswürmchen, obgleich sie keine Würmer sind. Bei uns in Kreuzofen sind sie von nächtlichen Beobachtern in den vielen Mooren als Irrlichter der dort untergegangenen Seelen gewertet worden.

Die große Verehrung Johannes des Täufers macht mich stolz, ein Bewohner des Kreises Johannisburg zu sein. Der Deutsche Ritterorden war es, der dieser Stadt den christlichen Namen gab. Die Johannisburger Heide mit den vielen Seen, Mooren, Sümpfen, Tümpeln, Flüssen, Bächen und Quellen wird sicher der Anlaß zu dieser Namensgebung gewesen sein. Ob sich mit diesem Wasser viele der galindischen Prußen als Heiden damals in meiner Heimat taufen ließen, ist mir nicht bekannt. Dieser Anlaß könnte aber durchaus der Grund gewesen sein, dieser Stadt im Osten Deutschlands den Namen «Johannes des Täufers» zu geben! Diese Überlegung ist schon des Nachdenkens wert.

Polska Maria

Von Richard Skowronnek

Teil 1

Lautlos glitt unser Schlitten auf dem schmalen Gestelle dahin, das sich geradlinig durch den schneebehangenen Kiefernwald zog, schier endlos, meilenweit, vor dem in die Ferne spähenden Auge sich immer wieder zusammenschließend. Die Luft war weich und still, wie vor dem Nahen des Tauwindes. In den struppigen Haaren der trabenden Gäule hing weißer Reif, und weiße Strahlen entströmten ihren schnaufenden Nüstern. Regungslos starteten die grauroten Kiefern zu beiden Seiten des Weges gen Himmel, die grünen Äste schneeüberhängen, und unten zwischen den Stämmen dehnte sich in weichen Wellenlinien die weiße Decke, aus der die krausen Spitzen des Tannenunterholzes hervorlugten, wie grüner Schaum aus weißen Wogenkämmen.

Kein lebendes Wesen ringsum, nur ab und zu lief die einreihige Fährte eines Fuchses quer über den Weg, oder die winklige Spur eines Hasen, der irgendwo unter schneeüberwehter Tanne sein warmes Tageslager haben mochte.

Ludjich Mrowka, unser Pferdeknecht, ein altes, noch von den Großeltern überkommenes Hofinventar, saß zusammengekauert auf dem umfangreichen Futtersack im Vorderteil des Schlittens; die in strohgefütterten Holzschuhen wohlverwahrten Füße auf das Querholz der Deichsel gestemmt, sog er behaglich an der mit „Selbstgebaute“ gefüllten kurzen Tabakspfeife und unterhielt sich halblaut mit den Gäulen. „Lauf, Maruschka, mein altes fettes

Schweinchen, wir müssen noch vor Abend wieder zu Haus sein. Sieh, wie zierlich und schnell die Trina ihre Beine setzt, wie ein junges Mädchen, das den Kosak tanzt, wenn es weiß, daß der Geliebte ihm auf die Füße sieht, hei, Maruschka, lauf!“

Auf der rechten Seite des Weges begann sich der Wald zu lichten, ein halbverwehelter Weg zweigte sich ab, der nach einer kleinen Ansiedelung führte. Wie Rebhühner, die sich zur Winterszeit auf schneeigem Felde zusammendrängen, um sich aneinander zu erwärmen, lagen die niedrigen Hütten mit grauen Holzwänden da; nur der kerzengerade aus den Schornsteinen emporsteigende bläuliche Rauch verriet, daß sie bewohnt waren.

Am Kreuzwege stand ein altes Mütterchen; den Rücken gekrümmt unter einer Last dürrer Holzes, war sie aus dem Geleise getreten, um unsern Schlitten vorüber zu lassen. Sie hatte die zerfetzten Röcke bis über die Knie geschürzt, ihre Füße waren zum Schutz gegen Kälte und Schnee dick mit Lumpen bewickelt. Als wir vorüberkamen, öffnete sie den zahnlosen Mund zum Gruße, uns aus blöden, wimperlosen Augen anstarrend.

Ludjich Mrowka hieb auf die Pferde ein, spie dreimal aus und, als wir ein Stück weit gefahren, begann er, rückwärtsgewandt, auf die Alte zu schimpfen, die uns noch immer regungslos, auf einen abgebrochenen Kiefernast gestützt, nachsah.

„O du Großmutter des lebendigen Satans, daß dich ein heiliges Gewitter in den Boden verschlage! Was hab‘ ich gesagt, junger Herr, als wir von Hause fuhren? Ich hab‘ s doch gewußt, daß uns diese Hexe mit dem bösen Blicke über den Weg laufen würde.“

„Hast du denn Angst vor dem alten Weib, Ludjich?“ unterbrach ich ihn.

Ludjich machte ein verächtliches Gesicht. „Angst, junger Herr?

Nein, aber die alte Hexe kann mehr als Brot essen. Fragen Sie, wen Sie wollen, Panitzku, jeder Mensch wird Ihnen sagen, daß sie schon viel Unglück in die Welt gebracht hat. Ich weiß, was ich weiß. „

Und nach einer Weile, da ich schwieg und ihn nicht weiter auszufragen suchte, wandte er sich wieder zu mir und begann, verlegen an seiner Pelzmütze rückend: „Ich weiß nicht, junger Herr Wohltäter, ob Sie mir das übelnehmen würden, wenn ich Ihnen erzählte — „

Ich nickte, und unaufhaltsam, nur von einzelnen an die Gäule gerichteten Zurufen unterbrochen, ergoß sich der geschwätzige Strom seiner Erzählung.

„Sehen Sie, Panitzku“, begann Ludjich Mrowka, nachdem er sich mit prüfendem Finger versichert, daß der Tabak in der Pfeife noch reichlich vorhanden, „sehen Sie, dort, wo jetzt die paar Schalupen stehen, war einst ein großer Bauernhof. Wie lang es her ist, weiß ich nicht, aber ich war damals wohl ein paar Jährchen jünger als heute. Der Hof gehörte dem Vater der alten Hexe, die da am Wege stand, und ich diente dem alten Samiel Kudrizki als Zweiter, bei den Pferden. Ich seh‘ ihn noch wie heute den alten Bauer, groß wie Ihr Herr Vater und streng und böse, junger Herr — ich ging ihm immer hundert Schritte aus dem Wege, wenn ich seinen weißen Bart um die Ecke kommen sah. Die alte Maria war damals ein junges Mädchen, groß und schlank wie ein Birkenbaum, und ein weißes Gesicht hatte sie, wie ein Stadtfräulein. Sie war das einzige Kind und, da die Mutter schon lange gestorben war, hat sie ganz allein mit ein paar Mädchen die Wirtschaft geführt, aber ich hätt‘ lieber gewünscht, die alte Bäuerin wär‘ noch am Leben gewesen, denn so milchig und gut das Frauenzimmer aussah, ein Satan war

sie schon damals. Wie Hunde sind ihr die ledigen Bauernsöhne aus den Dörfern ringsum nachgelaufen, und manch einer hat nachts an ihrem Fenster gestanden, bis sie ihm eine Schüssel mit Wasser

über den Kopf goß und ihn mit Scheltworten wegtrieb. Auf den Tanzboden ist sie gar nicht gegangen, und die Leute haben den Kopf geschüttelt und nicht gewußt, was sie aus dem Mädchen machen sollten. Ich aber wußte es, ich ganz allein, aber ich hätte mir eher die Zunge abgebissen, ehe ich zu einem Menschen ein Wort gesagt hätte. Sehen Sie, junger Herr, da diente auf dem Hofe ein Pole, ein noch junger Mensch, nicht viel älter als ich. Er war von jenseits der Grenze gekommen; ob er dort vielleicht einen umgebracht hatte, oder ob er vom Militär fortgelaufen war – was weiß ich? Es war ein schlanker Mensch, mit schwarzen Augen, wie Kohlen, und einem dünnen schwarzen Schnurrbart, in dem man die Haare zählen konnte. Hübsch war er nicht, junger Herr, aber wenn er abends auf der Fiedel spielte oder seine Lieder sang, dann mußte man ihm gut sein, ob man wollte oder nicht. Damit muß er es auch der Maria angetan haben, oder es war vielleicht noch etwas anderes dabei, denn richtig war es nicht mit ihm – wie hätte sie sonst ihr Herz an diesen hergelaufenen Landstreicher hängen können, von dem kein Mensch wußte, wer seine Eltern waren und woher er kam. Vor den Leuten hat sie zu ihm nicht anders getan, wie zu dem andern Gesinde. Sie raffte hinter ihm den Roggen, stakte mit ihm das Heu ein und aß mit ihm an einem Tische wie mit uns allen, und ich mußte lügen, junger Herr, wenn ich sagen wollte, ich hätte es gesehen, daß er seine Augen vor den Leuten zu ihr aufgehoben hätte. Eines Abends aber, der alte Bauer war schon schlafen

gegangen, ich stand mit meiner Pfeife draußen an der Hofmauer und dachte, ob ich noch ins Dorf hinuntergehen sollte, da hörte ich hinter mir ein paar Stimmen leise flüstern. Halt, dachte ich, das ist die Anka, die bei den Kühen war, mit ihrem Schatz. Die wirst du schön erschrecken.

Ich reckte mich leise über die Mauer herüber, aber ich muß doch wohl ein Geräusch gemacht haben, denn die unten fuhren auseinander; ein Frauenzimmer lief dem Hause zu – ich brauchte nur mit einem Auge hinzusehn, um zu wissen, daß es die Maria war – und ich sah in die funkelnden Augen des Polen.

„Hundsblut verdammtes, was suchst du hier?“ zischte er mich an, ich aber ließ mich leise herunter und schlich auf die andere Seite des Weges in den Schatten, wo er mich nicht sehen konnte. Richtig, er kam gleich darauf aus dem Hoftor, ging an der Mauer entlang und sah sich nach allen Seiten um. Als er niemanden fand, kehrte er wieder um.

Ein paar Tage vergingen, und ich merkte wohl, daß mich die beiden mit argwöhnischen Augen ansahen, aber ich verriet mich nicht.

Der Pole, Jan Larnicki nannte er sich, schlief mit mir in einer Kammer hinter dem Pferdestall. Bis jetzt hatte ich nicht darauf geachtet, wenn er des nachts von seinem Lager aufstand. Denn er erzählte es jedem, der es hören wollte, daß er ins Nachbardorf zu einer Kätnerstochter ginge, aber von dem Abend fing ich an, ihm auf seine Wege zu passen. Und es dauerte nicht lange, da wußte ich alles. Eines Nachts stand er auf, bog sich über mich, um zu hören, ob ich schlafe, zog sich an und ging leise fort. Ich ihm nach, aber draußen war es so dunkel, daß man seine Hand nicht vor den Augen sehen konnte, und ich glaube, er hätte mich umgebracht, wenn er gemerkt hätte, daß ich ihm aufpaßte. Ich wartete also ein Weilchen

und dann schlich ich mich auf bloßen Sohlen in den Garten, auf den das Kammerfenster der Maria ging. Hier drückte ich mich an den alten Birnbaum und wartete. Wohl eine oder auch zwei Stunden mochte ich gestanden haben, da hörte ich das Fenster öffnen, ein weißes Gesicht bog sich heraus und sah sich nach allen Seiten um — mir schlug das Herz bis in den Hals hinein und ich drückte mich fester an den Baum — dann kletterte der Pole wie eine Katze heraus und huschte um die Ecke. Ich blieb noch eine Weile stehen, dann kroch ich in der Scheune ins Stroh, aber ich konnte kein Auge zumachen, ich zitterte am ganzen Leibe.

Als es am Himmel anfang rot zu werden, ging ich in unsere Kammer zurück. Der Pole lag in seinem Bett auf dem Rücken, die Hände unter den Kopf geschlagen. Er war wach, und als ich hereintrat, richtete er seine brennenden Augen auf mich.

„Na, wo hast du dich herumgetrieben, Ludjich?“

Ich hatte mir schon einstudiert, junger Herr, was ich sagen wollte, denn so dumm war ich auch nicht, mich von dem Polen fangen zu lassen. Ich kratzte mir also hinters Ohr und sagte ärgerlich: „Ich war unten im Dorf, aber die Tür wurde nicht aufgemacht!“

Da lachte der Pole, drehte sich auf die andere Seite und murmelte etwas zwischen den Zähnen, was ich nicht verstand.

Ein paar Tage waren vergangen, wir hatten den Roggen glücklich eingebracht und feierten den „Plon“ auf dem Hofe. Am Vormittag war der alte Gospodarz Soika, dessen zweiter Sohn schon lange ein Auge auf unsere Hoftochter geworfen hatte, dagewesen und hatte lange mit dem alten Bauer gesprochen. Dann hatten sie die Maria rufen lassen, und als sie wieder aus der Stube herauskam, war sie blaß wie der Tod, aber sie trug den Kopf hoch und war wie sonst. Des Abends kamen ein paar Bauernsöhne, der Fritz Soika

war auch darunter, mit ein paar Mädchen nerüber, Jan Larnicki spielte und wir tanzten in der großen Stube unter dem am Balken hängenden Erntekranz.

Die Maria saß neben ihrem Vater hinter dem Eichentisch. Das Gesicht in die Hände gestützt sah sie dem Polen zu, wie er die Fiedel spielte, so lustig und traurig zugleich, daß man in einem Atem hätte lachen und weinen mögen. Da schritt der Fritz Soika auf den Tisch zu, der alte Bauer lachte ihn an und hielt ihm das Glas mit Schnaps entgegen. Er trank und faßte dann die Hände der Maria, um sie hinter dem Tisch zum Tanze hervorzuziehen. Sie riß sich zuerst los, dann aber ging sie aus der Bank heraus und trat mit ihm zum Tanze an. Doch als sie die ersten Schritte machten, hörte der Pole auf zu spielen.

Der alte Bauer stand hinter dem Tische auf und, rot im Gesicht vor Wut, schrie er zu ihm herüber: „Hundsblut verdammtes, weshalb spielst du nicht, wenn deine Herrentochter mit ihrem Bräutigam tanzen will?“

Jan Larnicki faßte seine Fiedel an beiden Enden, und sie über dem Knie zerbrechend, warf er die Stücke dem Paar vor die Füße: „Wenn der Bräutigam tanzen will, dann mag er auch selber spielen!“

Der Bauer arbeitete sich hinter dem Tische hervor, der Pole hatte sich hoch aufgerichtet und schrie ihm entgegen:

„Bauer, wenn du die Hochzeit deiner Tochter feierst, dann kannst du mich gleich zum Taufpaten laden; das Kind, das sie unterm Herzen trägt, gehört mir!“

Aus: „Masurische Dorfgeschichten“

Fortsetzung folgt

In diesem Heft

- 3 **Gemeinsam. Europa wieder stark machen.**
- 4 Aus dem Buch: „Tamte lata/Diese Jahre” „Tamci ludzie/
Diese Leute”
VORWORT (Fragmente)
Von Joanna Wańkowska-Sobiesiak
- 10 Die Forsthäuser der Johannisburger Heide
Von Ewa Dulna
- 14 Abschied von Kleinort
Von Ernst Wiechert
- 20 **Aus der Chronik der Masurischen Gesellschaft
1990 – 2020**
- 30 Damals in Kreuzofen. Der Johannistag
Von Günter Schiwy
- 34 Polska Maria
Von Richard Skowronnek
Teil 1

IMPRESSUM

Die MASURISCHE STORCHENPOST erscheint monatlich.

Bezug über: Stowarzyszenie Mazurskie

Skrytka pocztowa 117, PL- 10-001 Olsztyn.

Tel.: (00 48 89) 5 27 29 05, +48 606 68 02 18

Email: barbara.willan@gmail.com

Herausgeber: Masurische Gesellschaft e.V.,

Redaktion: Barbara Willan (leitende Redakteurin), Maria Grygo, Arkadiusz Łuba, Hanna Schoenherr, Grzegorz Supady.

Übersetzungen: Sylwia Pochmara-Hahnkamp, Uwe Hahnkamp.

Masurische Storchepost" (Mazurska Poczta Bociania), pismo Stowarzyszenia Mazurskiego, wpisane 13.05.1991 do rejestru czasopism. Ukazuje się od października 1990.

Konto Stowarzyszenia Mazurskiego:

BANK PKO S.A. Oddział w Olsztynie

Numer rachunku: 84 1240 5598 1111 0000 5023 6996

Für das Ausland:

IBAN: PL 84 1240 5598 1111 0000 5023 6996

BIC: PKO P PL PW

Unverlangt eingesandte Manuskripte werden nicht zurückgesandt. Die Redaktion behält sich vor, Artikeln und Leserbriefe sinngemäß zu kürzen.

Herstellung: Zakład Usług Poligraficznych i Wydawniczych

MIRDRUK, 10-080 Olsztyn, ul. Profesorska 9

Die Zeitschrift wird vom Auswärtigen Amt der Bundesrepublik Deutschland, vom Ministerium des Inneren und Verwaltung der Republik Polen und von der Stiftung für die Entwicklung Schlesiens finanziell unterstützt.

Czasopismo jest wspierane finansowo przez Ministerstwo Spraw Zagranicznych Republiki Federalnej Niemiec, Ministerstwo Spraw Wewnętrznych i Administracji Rzeczypospolitej Polskiej oraz Fundację Rozwoju Śląska.



Oben: Föstrei Kruttinnen; Unter: Fösterei Kleinort S.10

Foto: Ewa Dulna



Johannisnacht in Kruttinnen im Jahr 2018